

Latein in Deutschland und die Rolle der indirekten Latinität

Im folgenden Beitrag wird versucht, die Notwendigkeit des altsprachlichen Unterrichts durch einen neuen Gedanken zu begründen: Andere Sprachen besitzen eine viel engere, natürliche („primäre“) Beziehung zum Lateinischen und sind daher durch den überbordenden Zustrom neuer lateinischer und griechischer Fachsprachen in ihrer sprachlichen und geistigen Identität weit weniger gestört oder gar gefährdet als das Deutsche. Aus diesem Grund gilt es für die deutsche Sprachgemeinschaft, der andringenden, meist angelsächsisch verfremdeten, „indirekten Latinität“ erst recht den bisher gepflegten direkten Zugang zum Latein durch Erlernen der Sprache und durch Lektüre lateinischer Autoren entgegenzusetzen.

Die Frage des Lateinischen in den Ausbildungsgängen unserer Schulen und Hochschulen spaltet neuerdings den inneren Kreis der Humanisten selbst, wenn etwa in der Romanistik die Abschaffung der Latinumpflicht für das eigene Studienfach erwogen wird. Ein solcher Verzicht an so zentraler Stelle bedeutet schon durch seine Signalwirkung weit mehr, als es zunächst scheinen mag. Unsere Republik im ganzen wird einen weiteren empfindlichen Verlust an altsprachlicher Kompetenz hinnehmen müssen.

In der Turbulenz der späten 1960er Jahre sind die überzeugendsten Stimmen für die Rettung unserer humanistischen Normen nutzlos verhallt. Das wäre kein Grund, sie nicht jetzt wieder aufzunehmen, nachdem dreißig Jahre vergangen sind, – Jahre ruhigerer Überlegungen und Erfahrungen. Und man darf sagen: Die Phalanx der Befürworter steht wieder. Bewährte Argumente gewinnen durch neue, differenziertere Begründung nicht selten verblüffende Frische. Es haben aber unterdessen unerwartete Entwicklungen Profil bekommen und verdienen möglicherweise Beachtung. Von ihnen möchte ich im folgenden nur eine herausgreifen: die indirekte Latinität und ihren Bedeutungszuwachs.

Im humanistischen Gymnasium Wilhelm v. Humboldts hat die mittelalterliche Tradition der Schule als Lateinschule samt ihrer in der Renaissance einsetzenden gräzistischen Erweiterung

ihre moderne Nachfolge gefunden. Der Hochschulzugang war an dieser Ausbildungsform orientiert, obwohl Naturwissenschaften, Realfächer und am Ende die kaiserliche Schulpolitik das Verhältnis noch im 19. Jahrhundert aufzulockern verstanden. Doch erst in unseren Tagen wurden die Dinge wirklich anders. Durch die Bildungspläne, die Schul- und Hochschulgesetze der 1970er Jahre wurde die besondere Stellung des Humboldtschen Gymnasiums so weit relativiert, dass man von einer Abschaffung des humanistischen Bildungsideals als des ersten Maßstabes aller höheren *eruditio* reden kann. Mit der vermeintlich vertretbaren und simplen Zurückstufung zweier „altsprachlicher“ Fächer wurde in Wahrheit ein unentbehrlicher Wirkungskomplex unserer Bildung und Weltfähigkeit getroffen und gestört.

Auf der anderen Seite erreicht uns antikes Sprachgut täglich in anschwellender Flut. Jeder kann leicht bemerken, dass die Graecolatinität – oder jedenfalls eine bestimmte Form von ihr – für unseren Alltag, für seine Denkformen und seinen Wortschatz eine Bedeutung erlangt hat wie nie zuvor. Diese spontane Rezeption von sprachlicher Graecolatinität, missverstanden zum Teil und verformt, vollzieht sich auf vielen Ebenen zugleich und meist jenseits von aller Schule und Theorie.

Für das nun Folgende bitte ich zu gestatten, dass (zunächst einmal im Sinn einer Hilfskonstruktion) lateinische Sprachmanifestationen größerer, aber unterschiedlicher Art und Epoche unter dem Titel der „indirekten Latinität“ zusammengefasst werden. Gemeint sind latinogene Wirkungsgebilde, die außerhalb der vorwiegend schulisch vermittelten direkten und normgerechten Latinität entstanden sind oder sich in ihrer Entwicklung von ihr entfernt haben. Beginnen wir mit dem, was heute zu beobachten ist.

A) Indirekte Latinität der Fachsprachen und Fachwörterysteme

Es sind vor allem die Fachsprachen und Fachwörterysteme der praktischen Disziplinen, die in Bewegung gerieten, ja irgendwie virulent wur-

den. Wir beobachten irritiert, wie Naturwissenschaft, Technik, Medizin, Pharmazie usw., Fächer also, die anhand ihres immer schon graecolateinischen Grundvokabulars dem sachlichen Fortschritt folgen müssen, dabei in einem neuen, gelegentlich beängstigenden Maßstab expandieren. Und wie sie Modell und Anstoß liefern für eine atemberaubende Gesamtentwicklung der Sprache. Nach dem Muster dieser Fächer hat sich inzwischen eine terminologische Zivilisation ausgebreitet, welche bald nichts mehr ausspart und auch Politik, Weltanschauung und Gesellschaft betrifft, desgleichen die Psyche und ihre Pathologie, die Medien- und Informationswelt, zu welcher neuerdings Elektronik, Digital- und Computerwesen gehören.

Alle beanspruchen ihre jeweilige Fachwörter-Aura, ihr Kompetenz-Idiom, um sich darin zu ordnen, zu sonnen und der Öffentlichkeit zu präsentieren. Das reicht und wirkt in Wirtschaft, Werbung, Handel, Sport und Schau hinein und erstreckt sich insgesamt von der Wissenschaft bis in die verstecktesten Winkel des Trivialen. Wer in die Apotheke geht, wer sich ein technisches Gerät kauft, einen soziologischen Text liest, die Anzeigenseite einer Illustrierten studiert, begegnet dem Phänomen.

Den unglaublichen Entdeckungen der Epoche folgt gebieterisch ein Vokabular, vor dem sich der Spezialist mitunter ähnlich ratlos fühlt wie der Mann auf der Straße. Nur zu geringem Teil sind die neuen Wortgebilde nach traditionellen Regeln korrekt erdacht. Vielfach verraten sie Missverstehen, Ignoranz und eine Art von Beliebigkeit gegenüber der graecolateinischen Basis, die besorgt machen kann.

Auch entzieht sich ein zunehmender Anteil dieses Sprachgutes unserem Einfluss, da er von außen (etwa aus dem angelsächsischen Bereich) importiert wird. Latinisierung und Graecolatinität werden unversehens zu einer weltübergreifenden, einer im Wortsinn „globalen“ Wirklichkeit. Diese Macht der indirekten Latinität ist freilich keineswegs neu, sondern antiken Ursprungs, wie ein Blick auf die Geschichte des Volkslateinischen und seiner europäischen Abkömmlinge lehrt.

B) Volkslatein und romanische Sprachen als indirekte Latinität. Sonderstellung des Deutschen gegenüber der lateinischen Welt

Vorweg ist festzustellen, dass die deutschsprachigen Stämme und Völker sich hinsichtlich des Verhältnisses zur Latinität in einer deutlich anderen Lage befinden als die romanischen Mitglieder der europäischen Völkergemeinschaft. Zwar war die Ausgangslage ähnlich. Das Volkslateinische war die Sprache des römischen Imperiums. Und auch die Deutschen wären schon von der frühen Kaiserzeit an beinahe in die volkslateinische Bewegung hineingeraten, wie die Menge unserer frühen zivilisatorischen Lehnwörter beweist, von Butter, Käse, Wein und Winzer bis hin zu Fenster, Keller, Mauer, Ziegel, Straße, Pfosten, Wall. Und von Namen wie Bonames (*Bona mensa*) bis Koblenz (*Confluentes*) und Köln (*Colonia*). Doch aus bekannten Gründen kam es zu keiner durchgreifenden Romanisierung.

Späterhin, als die Latinität vorwiegend über die Bildungsschwelle der Buchlektüre zu ihnen zurückkam, gerieten unsere Vorfahren in ein neues Rezeptionsverhältnis zu ihr. Die Beziehung zum Volkslatein war, im Gegensatz zur romanischen Völkergruppe, nun unterbrochen. Dagegen entsprach unser Bezug zur direkten Latinität des Bildungslateins europäischen Normen. Zunehmend wurden Lateinstudien gefördert mit Blick auf die Ausbildung in Theologie, Jura, Medizin sowie auf die Fähigkeit zur internationalen Kommunikation.

Doch eines Tages wurde der deutsche Weg zum Doppelweg, der er heute noch ist. Er führte nämlich zum Volkslatein zurück, das sich inzwischen jedoch, jenseits der Grenzen, abenteuerlich verwandelt hatte. Denn aus ihm waren die romanischen Sprachen entstanden und machen immer mehr ihre Eigenart geltend. Sie stellen sich als ein recht attraktives Novum heraus, zugleich mit der neuen Welt, die sie vermitteln. Sie bieten das Lateinische zum Teil in reizvoller Verzerrung und Verwandlung dar, und mitunter mit einer Anmut, welcher die Deutschen schwer widerstehen können.

Das gilt besonders für das Italienische und für die Idiome, die auf französischem Boden entstan-

den sind und schon im hohen Mittelalter ihren vollen Duft von Köstlichkeit und Finesse verbreiten, wie etwa Wolfram von Eschenbach bezeugt.

Beide Sprachen haben mit ihren Moden der Lebensart und der Literatur zeitweise berückend auf uns gewirkt. Sie haben in Gestalt neuer Ausdrucksmodelle, Fremd- und Lehnwörter ein beachtliches Maß an indirekter und neuartiger Latinität vermittelt und unser Ausdrucksvermögen bereichert.

Das ist es, was man als doppeltes Rezeptionsverhältnis in der deutschen Sprache bezeichnen könnte. Wir leben seit alters mit zwei durchaus unterschiedlichen Anteilen von vermittelter Latinität: mit dem alten Fach- und Bildungslatein der Kirche, der Schulen und Bücher - und dann zweitens mit dem nach Wahl und Lust ergriffenen (und nach und nach „gespeicherten“) Latein-Anteil der Romanität. Dieser Anteil hat sich gelegentlich verdichtet, wofür es bekannte Beispiele gibt wie etwa die Bank-Fachsprache, das monetale Idiom, das stark vom Italienischen her, oder die Militär-Fachsprache, die weithin von französischer Latinität bestimmt war.

Doch sind die beiden Stränge nicht ohne Korrelation. Denn: dass wir Deutschsprachigen z. B. dem Französischen und seinen durch Jahrhunderte wirkenden Verlockungen „standgehalten“ haben, dass wir – sprachlich wohlgerne – nicht an Frankreich gefallen sind: diese deutsche Besonnenheit hängt letztlich auch damit zusammen, dass wir jederzeit eine hinreichende eigene lateinische Kompetenz besaßen, um zu bemerken, mit welchem Wasser die romanischen Delikatessen gekocht waren. Sie ermöglichte uns jene Kenntnis und Distanz, die vor der sprachlichen Selbstpreisgabe schützen konnte.

Wir mussten aber um mitzuhaltenden, – simpel gesagt – mehr und ernsthafte Latein studieren, mehr Nachdruck investieren, als unsere romanisch begünstigten Nachbarn. Man kann auch sagen: Wir mussten entschiedener zweisprachig leben als jene. Ich erinnere mich an einen höheren Postbeamten mit intakter Gymnasialausbildung, der um 1960 als Pensionär noch den ganzen Horaz auswendig vortragen konnte. Im Rückblick muss man sagen: Dies war der Weg unserer geistigen Selbsterhaltung in karger Zeit.

C) Indirekte Latinität aus dem Angelsächsischen

Um aber zur Gegenwart zu kommen: Das Französische ist abgelöst worden. Die Rolle der modisch-verführerischen Fremdsprachenvermittlung übernehmen für uns seit 200 Jahren zunehmend die Angelsachsen von diesseits und jenseits des Ozeans. Und man darf annehmen, dass der starke romanische Anteil des Englischen, seine Latinität also, diesen sprachlichen Wirkungszauber mit erklärt, wenn nicht sogar vor allem bedingt.

Bildet der angelsächsische Druck eine Gefahr für die sprachliche Identität der Deutschen? Nach den Erfahrungen unserer „französischen“ Epoche möchte man solche Bedenken verneinen. Aber Vieles ist heute anders. Vor allem: Unser bewährtes Gegengewicht, unser Rückhalt an eigener Latinität, ist nach den neuen schulischen Regelungen im Schwinden begriffen. Natürlich gibt es auch für Angelsachsen und Romanen selbst vergleichbare Probleme der schulischen Ausbildung. Aber sie liegen doch anders und wiegen leichter.

Beispiele für den kurzen Weg der Angelsachsen zur Graecolatinität, für den zwanglosen Zusammenfall von Sprache und Terminologie, – jeder kennt sie, besonders aus der Medizin. Da gibt es die „*Bovine Spongiform Encephalopathy*“, abgekürzt BSE, die Rinderseuche. Es handelt sich um einen durchgehend graecolateinischen Ausdruck, wobei zwei Elemente (*bovine* und *spongiform*) zugleich der englischen Umgangssprache angehören. Nicht anders bei der ebenso weltverbreiteten Form „*Acquired Immune Deficiency Syndrome*“, allenthalben akzeptiert als AIDS.

Solchem mühelosen terminologischen Gebaren haben wir in unserem Land ohne solide Lateinkompetenz nicht mehr viel zur Seite zu stellen. Und bald wird es bei unseren Schülern, wenn sie denn noch mit lateinischen Vokabeln zu tun bekommen, der Ehrgeiz sein, dann gleich deren englische Aussprache zu lernen. Ein Gefühl verbreitet sich, als ob der antike Direktbezug eine angelsächsische Domäne geworden sei.

Man findet diese Umorientierung in vollem Gang, wenn man einmal auf die Betonung unserer gewohnten graecolateinischen Fremdwörter im Deutschen achtet. Fremdwörter wohlge-merkt, die ein altes Bürgerrecht in unserer Spra-

che besitzen. Da gibt es einen verblüffenden Wandel.

Zu meiner Studienzeit betonte man z. B. noch die Vokabel „absolút“ auf der letzten Silbe, getreu nach der lateinischen Dreisilbenregel (ausgehend von *absolútus*). Heute hält es bald jeder-mann mit den Engländern und betont *ábsolut* (*ábsolute, ábsolutely*). Auf ähnlichem Weg befindet sich eine große Zahl weiterer lateinischer und graecolateinischer Fremdwörter im Deutschen.

Ich erinnere an *Módel* für *Modéll*, an *módern* für *modérn*. Die antike Götterwelt sogar ist mit-betroffen: *Néptun* gilt heute für *Neptún* und *Vúlkan* für *Vulkán* (ebenso als Gott wie als Berg). – Weiter lässt diese anglogene Akzentverschiebung sich beobachten bei *áktiv, áktuell, Démo-krat, Déntist*, bei *Dépot, Díplomat, Égoist, Índus-trie, ínfantil, ímitieren, Íntellekt, kómpetent, kóntemplativ, Kóntext, Líteratur, náional, Quáli-tät, ráional, Sýmpathie*. Sie alle, und viele wei-tere, werden im Sinne der englischen Anfangs-betonung neuerdings umbetont oder sind auf dem Wege dazu. Dabei sei nicht verschwiegen, dass die anglogene Unbetonung einhergeht mit einem allgemeineren Trend, den man als neuen Schub in der germanisch-deutschen Neigung zur An-fangsbetonung bezeichnen könnte. Sie betrifft nicht allein die Fremdwörter mit angelsächsi-schen Entsprechung. Die letztere könnte man andererseits auch so einschätzen, dass wir Deut-schen eine „germanische“ Umbetonung lateini-schen Sprachgutes, in welcher die Engländer uns voraus waren, nunmehr nachholen.

D) Kumulation von Formen indirekter Lati-nität in der Gegenwart

Wir sprachen vom Rückgang direkter Latein-kenntnisse aufgrund der schulischen Situation, der uns im deutschen Sprachbereich zur Unzeit trifft. Nämlich gerade zum Zeitpunkt der großen terminologischen Expansion, wo in vielen Le-bensbereichen die Fachwörter- und Sonder-sprachen mitzureden, mitzumischen beginnen. Dergleichen gab es noch nie. Und es bedeutet *in praxi*, dass es wiederum die Angelsachsen sind, welche uns die Graecolatinität der Fachsprachen sowie den technisch-soziologischen Gegenwarts-

jargon zusammen mit dem Englischen gleich mitliefern. Der Unterschied zu allem Früheren liegt darin, dass die gegenwärtige (englische) Fremdsprachenattraktion sich mit unserem erhöh-ten Fachsprachenbedarf trifft und summiert. Ein-facher gesagt: Punkt A) und C) unserer Aufstel-lung wachsen zusammen.

Damit tritt das Kuriosum ein, dass die Graeco-latinität dem Hauptteil unseres vom schulischen Latein befreiten Nachwuchses vor allem in sei-ner angelsächsischen Gestalt, als einer Art von Englisch also, begegnet. Und in dieser Gestalt höchst verlockend. Der für das Heute kennzeich-nende Fachsprachen-Hunger verbindet sich un-widerstehlich mit dem modischen Sprachgenuss des Angelsächsischen. Wirtschaft und Werbung quellen über von Beweisen. Treffend sprach die F.A.Z. kürzlich z. B. vom „Anglokauderwelsch des Sportartikelhandels“.

Die Umbetonung unserer Fremdwörter, von der oben die Rede war, ist bei alledem ein Rand-phänomen. Aber eines mit besonderer Bezeich-nungskraft für unsere bedrohte Latinität und sprachliche Distinktion. In Funk und Fernsehen bildet das unscheinbare Akzentgeschehen eine allgegenwärtige Warnung, dass die deutsche Hochsprache als Bildungsträger im ganzen be-droht sei könnte.

E) Schlussteil und Thesen

Die vorliegende Betrachtung beschränkt sich auf Sprachliches. Ausgespart, aber nicht beiseite-gesetzt, bleiben die nach wie vor überlegenen Argumente, die unser allgemeines kulturelles Erbe und seine Einbettung in die Graecolatinität betreffen. Die Werte vor allem, die in Literatur und Kunst von der Antike her uns zugereicht werden und die Grundlage des gemeinsamen eu-ropeischen Geistes bilden: Die Fragen der Frei-heit, der Gerechtigkeit, des Humanen; die Mög-lichkeiten von Gestaltung und Klassik; das Tra-gische, das Epische, die Wahrheit und die Ge-schichte; die literarischen Gattungen als Medien der Begegnung von Seele und Welt (um nur die bedeutendsten zu nennen). Sprache und Wort-schatz sind dem allem untergeordnet, aber in be-stimmtem Sinn auch voraus.

Oben wurde angedeutet, dass die von Geburt und Muttersprache her fehlende und danach nur gemäß wechselndem Zeitgeschmack vermittelte Romanität für uns Deutsche seit alters ein mehr oder minder bewusstes Motiv bildete, die klassische Latinität zu pflegen. Als Gegengewicht sozusagen und als ausgleichendes *continuum*. Dies Motiv verstärkte sich, wurde zum bewussten Imperativ, je mehr der Verführungscharakter der von außen kommenden Romanität, die sich ja ihrerseits in Fluss und Entwicklung befindet, auf uns einwirkte.

Eine nachdrückliche Reaktion dieser Art gab es im 18. Jahrhundert gegenüber der Literatur-, Bühnen- und Aufklärungsmächtigen französischen Geistesart. Die deutschsprachige Selbstfindung und Selbst-Wahrung, wie sie durch einen Neueinsatz in der klassischen Antike bei Winckelmann und Goethe gelang – , dieser neue Direktbezug zur Graecolatinität war mit provoziert durch überstarken kulturellen Druck vonseiten der Franco-Romanität.

Analogien der Reformationszeit drängen sich auf, weitere 250 Jahre zurück. Damals kam zum romanischen Andringen von außen eine allzusehr ins Selbstverständliche verkommene Latinität des Mittelalters auch bei uns. Beides begünstigte die Wiedergeburt der klassischen Graecolatinität, die der Epoche den Namen gab, und war unabdingbare Voraussetzung dafür, dass die deutsche Sprache selbst nunmehr den Schritt zur kulturellen Hochsprache tun konnte.

Ich möchte in Thesenform, nicht zuletzt mit Blick auf den gymnasialen und universitären Lateinunterricht, zusammenfassen:

- Latein ist nicht eine Fremdsprache – gar „tote“ Fremdsprache unter anderen, sondern die fundamentale und hochlebendige Ausgangssprache für die wichtigsten europäischen Völker. In ihm liegen die Anfänge und Höhen unserer gemeinsamen Kultur. Das bringt für Deutschsprachige und für Romanen freilich unterschiedliche Konsequenzen.

- Dass wir Deutschen nicht genuin zur sprachlich romanischen Gruppe gehören, dispensiert uns nicht vom Umgang mit den antiken Sprachen, sondern legt uns umgekehrt eine besondere Verantwortung und Verarbeitungslast auf.

- Wir sind gegenüber den unsere technische Zivilisation weithin sprachlich beherrschenden Angelsachsen in einer eher benachteiligten Situation, wofern es gilt, auch nur den Stand unserer gewachsenen Sprache und Eigenkultur zu halten. Das lehrt ein Blick auf die Geschichte ebenso wie auf die Medienentwicklung der Gegenwart.

- Wir brauchen, wie einst, eine eigene, betonte Graecolatinität als Gegengewicht zu der angeborenen Latein-Affinität der Romanen und Angelsachsen. Dies umso mehr, als ein anglo-amerikanisches Fachwörter- und Fachsprachenlatein, eine sprachliche Antike aus zweiter und dritter Hand, übermächtig und verwirrend bei uns im Kommen ist.

- Ein Kompetenzverlust in der eigenen deutschen Sprache wurde schon lange von den Gegnern des Lateinverzichts befürchtet. Man sorgte sich vor allem um die grammatisch-logischen Fähigkeiten des Nachwuchses. Inzwischen geht es um weit mehr. Was uns droht, sind Verluste an Wortschatz, an Sachen und Sachlichkeit, an zeitgemäßem Ausdrucksvermögen, ja an der Weltfähigkeit der künftigen deutschen Sprache überhaupt.

- Ein Latinums-Verzicht gerade für heranwachsende deutsche Humanisten, wie ihn etwa Th. Berchem vorschlägt, wäre ein schlimmes Paradoxon, zumal das Latinum selbst bereits ein Produkt willfährigen Verzichtes darstellt. Umgekehrt müssten Anteil und Gründlichkeit der schulischen Latinität in Deutschland das traditionelle Maß des 19. Jahrhunderts wieder erreichen, wenn Deutsche im europäischen Miteinander bestehen wollen.

- Unsere Frage sei nicht: Wie weit können wir im Lateinverzicht gehen, sondern umgekehrt: Wie finden wir zum einstigen Qualitätsstand zurück? Denn: Graecolatinität ist mehr gefordert als je zuvor. Einmal durch das unaufhaltsame Vordringen des technologischen und technoiden Fachsprachenwesens. Zweitens – und damit verflochten – durch die weiter zunehmende Dominanz der angelsächsischen Sprache, die als aktuelle Vermittlerin antiken Sprachgutes unseren Direktbezug zur Latinität zu ersetzen und damit zu unterbinden droht. – Man wird mich, denke ich, nicht als einen Gegner des deutsch-angelsächsi-

schen Austausches missverstehen. Aber die Herstellung des genannten Bezuges kann uns niemand abnehmen. Er kann nur aus Eigenleistung

und eigener Mühe erwachsen. Und wo der Direktbezug nicht mehr gegeben ist, stirbt uns ein Stück Wahrheit.

WALTER WIMMEL, Marburg

An der Kirchlichen Hochschule Wuppertal ist zum 1.4.2000 die Stelle
eines Dozenten/einer Dozentin für Griechisch und Latein

(Nachfolge Wilhelm Köhler)

zu besetzen.

Der Bewerber/die Bewerberin soll im Fach Klassische Philologie die Fakultas für die Sekundarstufe II (Erstes und zweites Staatsexamen) besitzen. Eine Promotion im Fach Klassische Philologie oder ein Examen im Fach Evangelische Theologie ist erwünscht.

Erwartet wird die Erteilung des Sprachunterrichts (einschließlich Feriensprachkurs), der zur Vorbereitung auf das Graecum und Latinum erforderlich ist, sowie die Wahrnehmung von Prüfungsaufgaben. Ferner sind regelmäßig Lehrveranstaltungen zur griechischen und lateinischen Literatur anzubieten.

Der Sprachunterricht ist eng auf das Theologiestudium bezogen. Daher orientiert sich der Griechischunterricht weitgehend am hellenistischen Griechisch. Die Sprachkurse und Prüfungen werden in Absprache und Zusammenarbeit mit einem Fachkollegen durchgeführt. Das vorgesehene Stundendeputat lässt Raum zur wissenschaftlichen Weiterarbeit und einer auf die Theologie bezogenen Lehrtätigkeit.

Es handelt sich um eine Kirchenbeamtenstelle der Evangelischen Kirche im Rheinland, die nach A 13 / A 14 bewertet ist. Es wird erwartet, dass der Dozent / die Dozentin in der Nähe der Hochschule wohnt: Bei der Suche nach einer entsprechenden Wohnung ist die Hochschule behilflich.

Die Kirchliche Hochschule Wuppertal ist bestrebt, den Anteil von Frauen in Forschung und Lehre zu erhöhen. Qualifizierte Frauen sind nachdrücklich aufgefordert, sich zu bewerben.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen sind bis zum 20.10.1999 an das Rektorat der Kirchlichen Hochschule Wuppertal, Missionsstraße 9b, 42285 Wuppertal, zu richten.